

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.


No. 6.

Donnerstag, am 5. August.

1852.

Die Geschwister St. Hilaires.

(Schluß.)

ir hatten verabredet, uns an einem fest-
gesetzten Tage zusammen auf's Land zu begeben.
Ich hatte versprochen ihn abzuholen, und traf ihn
noch nicht ganz angekleidet in seinem Zimmer.
Als ich nun so mit ihm schwatzte, bemerkte ich
ein schwarzes Band auf seiner Brust, an dem ein
Bild zu hängen schien; eine mir unerklärbare
Neugier bemächtigte sich meiner, ich wollte wissen,
ob dem so sei oder nicht. Ich hielt demnach meine
Blicke fest auf das Band gerichtet, und überzeugte
mich auch bald, daß wirklich ein Portrait daran
befestigt war. Aber mein Herz und alle meine
Pulse klopften heftig, als ich, wer malt mein
Schrecken, Claudinens Züge in demselben zu erkennen
glaubte. Ich blickte nun noch schärfer hin und
gewahrte, daß es wirklich Claudinens Bild, oder
das einer ihr ungemein ähnlichsehenden Person sei.
In abgebrochenen Worten bemühte ich mich nun,
Baudreuil wie im Scherz rüchlich dieses Por-
traits zu necken, aber er erwiederte nichts — seufzte
tief, barg das Bild auf seiner Brust, und knöpfte

die Weste fest darüber zu. Jetzt hatte ich eine
bessere Gelegenheit als je, den schwermüthigsten
Betrachtungen nachzuhängen; ich erinnerte mich,
daß ich bei unserer Trennung Claudine ihres Treu-
schwurs entließ, wer stand mir dafür, daß sie davon
keinen Gebrauch gemacht hatte. Baudreuil war
vielleicht von Adel, von hoher Geburt — kein
Grund war vorhanden, der diese Vermuthung hätte
entkräftigen können; er war in Petersburg gewesen,
vielleicht St. Hilaires vertrauter Freund, der ihn,
wenn gleich arm, dennoch nicht für unwürdig hielt,
die Hand seiner Schwester zu empfangen. Die
Entfernung, die Zeit, vor allem aber der Einfluß
ihres Bruders konnten Claudinens Neigung für
mich geschwächt haben, und während ich die langsame
Hilfe der Zukunft abwartete, hatte die Vergangen-
heit vielleicht meine Hoffnungen auf jene zu Grunde
gerichtet. — Wenn ich an die traurigen Momente
denke, welche diese und ähnliche Betrachtungen
über mich herbeiführten, kann ich nicht umhin, mich
darüber zu verwundern, wie oft der Mensch doch
so geschäftig ist sich selbst zu quälen, und wie in
vielen Fällen schon ein klein wenig gesunde Vernunft
hinreichen würde, ihn zu beruhigen.

Da unsere Landpartie noch aus mehreren

Theilnehmern bestand, war es während des ganzen Tages unmöglich, mit Baudreuil eine Unterredung zu haben, die meine Zweifel hätte heben können. Ich brachte die elendeste Nacht von der Welt zu, deren eine Hälfte ich dazu verwandte, nach Petersburg zu schreiben. Entschlossen, mir über die Qual, die mich verzehrte, Gewißheit zu verschaffen, hatte ich am nächsten Morgen mein Lager kaum verlassen, als mir ein Billet von Baudreuil gebracht ward, welches trotz des Argwohns, der in Rücksicht seiner in mir rege geworden war, dennoch meine Theilnahme an seinem Schicksale aufs Neue erweckte. Er ersuchte mich abermals um ein kleines Darlehn, mit der dringenden Bitte, es ihm wo möglich durch den Ueberbringer zukommen zu lassen. Baudreuil hatte sich seiner früheren ähnlichen Verpflichtungen gegen mich stets auf die ehrenvollste Weise entledigt, und ich wußte, daß er diesen Schritt nur in der höchsten Noth that. Ich sandte ihm deshalb noch mehr als er verlangt hatte, und verschob die Unterredung, die ich rücksichtlich meiner Angelegenheit mit ihm zu haben wünschte, bis weiterhin auf den Tag. —

Daß Baudreuil heute nicht zu der gewöhnlichen Zeit auf der Schreibstube erschien, setzte mich schon in einiges Erstaunen, aber ich war wie vom Blitz getroffen, als ich erfuhr, daß er seine Stelle plötzlich aufgegeben habe. — Dies war indeß nicht ganz der Fall; er hatte zwar den Chef angekündigt, daß er seine Arbeit in ihrem Hause auf eine Zeit lang einzustellen genöthigt sei, aber aus dem Briefe, in dem er dieses anzeigte, ging keineswegs hervor, daß er gar nicht zurückkehren würde. — Ich stürzte in seine Wohnung; hörte aber dort nur, daß er, gleich nach Empfang meines Briefes, den Hauswirth bezahlt habe, und fortgegangen sei, um eine Gelegenheit aufzusuchen, Amsterdam zu verlassen.

In dem ersten Tumult meiner Seele glaubte ich, er habe meine Gemüthsbewegung beim Anblick des Bildes bemerkt, und meine Gutmüthigkeit benützt, sich die Mittel zu verschaffen, sich, und vielleicht auch den Gegenstand meiner Liebe, meiner Rache zu entziehen.

Nichts war indeß unwahrscheinlicher als dieser Argwohn; Baudreuil war nicht der Mann irgend eines Menschen Zorn zu fürchten; noch weniger aber war er im Stande, die Großmuth eines Anderen zu mißbrauchen. Wie konnte Claudine nach

Holland kommen? wie albern war es zu glauben, daß er sich plötzlich nach Petersburg eingeschifft habe. Nichts desto weniger hatte ich große Lust hinter ihm drein zu segeln; als ich mich aber besann, ward ich etwas ruhiger. Das Gemälde war vielleicht nicht einmal Claudinens Bild; Baudreuil konnte ja auch eine andere Angelegenheit haben, die seine Gegenwart plötzlich forderte; auch berechtigten sein bisheriges Betragen und der Ton seines Briefes zu der Erwartung, daß er zurückkehren würde.

Meine Vernunft war demnach so ziemlich mit sich im Reinen, aber mein Herz pochte noch immer ängstlich. — Oft drängen sich indeß in Stunden mehr Begebenheiten zusammen als sonst in Jahren; während sich meine Gedanken nur mit Baudreuil und Claudinen beschäftigten, hatte mich meine Mutter schon überall aussuchen lassen. Man fand mich endlich, und ich erschrak nicht wenig, als ich erfuhr, daß mein Onkel vom Schlage getroffen sei. Ich eilte in seine Wohnung, wo ich meine Mutter fand, welche mir unter Thränen berichtete, daß jede Bemühung, den Kranken wieder zu sich selbst zu bringen, fruchtlos geblieben sei; er habe sogleich das Bewußtsein verloren, und sie wäre demnach nicht im Stande gewesen, ihn in Rücksicht seines letzten Willens für mich günstig zu stimmen; alle ihre bisher gehegten Hoffnungen schienen also vernichtet.

Ich fühlte in dieser Rücksicht weit weniger Schmerz als sie; ich hatte auf die Unterstützung meines Oheims nie sehr gerechnet, und war im Gegentheil mehr besorgt gewesen, daß mich eine halbe Großmuth seinerseits zu seinem Sklaven machen würde, als daß ich auf ihn große Erwartungen gebauet hätte. Bei der Eröffnung seines Testaments mußten wir indeß den Gesetzen nach zugegen sein. —

Das erste, was unser Erstaunen erregte, war das Datum des Testaments, welches ein weit späteres war, als wir vermuthet hatten. Da er nie verheirathet gewesen war, hatte er außer uns keine nahe Anverwandte. Er hatte indeß mehrere Legate für verschiedene Freunde ausgesetzt, und meiner Mutter eine bedeutende Summe vermacht. Wer aber beschreibt das Erstaunen, mit dem sie und ich einander anblickten, als wir hörten, daß er sein ganzes übriges Eigenthum mir zugetheilt hatte. Dies bestand in einer nicht unbedeutenden Handlung und

in einem hübschen Landgute. Meine Freude hierüber ward indessen durch den Zweifel, die ich in Rücksicht Claudinens gefaßt hatte, getrübt. Meine gute Mutter überzeugte sich bald, daß etwas mein Herz bekümmern müsse. — Sie hatte längst schon vermuthet, daß ich einer geheimen Liebe Raum gäbe, aber sie hoffte, daß meine Klugheit sie beherrschen würde, und wartete daher geduldig den Augenblick meines Vertrauens ab. Jetzt aber schien mir der Moment nicht günstig, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr zu erklären, daß ich an Claudinens Treue zweifelte. —

So harrte ich denn ungeduldig der Rückkehr Baudreuils entgegen, denn ich war überzeugt, daß er sich wieder einstellen, oder daß ich wenigstens Nachricht von ihm bekommen würde, und wäre es auch gewesen, um mir mein Darlehn zurückzahlen. Unterdessen war ich genöthigt, mich mit den Angelegenheiten meines verstorbenen Dheims zu beschäftigen; ich that dies mit um so größerem Fleiße, da es meine Absicht war, mich, sobald ich die Sache nur einigermaßen in Ordnung gebracht haben würde, unverzüglich nach Petersburg einzuschiffen, die Kunde meines Glücks Claudinen zu überbringen, und nach ihrem Empfang auf die Theilnahme zu schließen, die sie noch für mich empfand; entschlossen, sie, falls ich ihre Neigung unverändert fände, offen oder in'sgeheim dem Einfluß St. Hilaires zu entziehen, und sie als meine Gattin in mein Vaterland zu führen.

Bierzehn lange Tage schlichen indeß langsam dahin, ohne daß irgend eine Nachricht von Baudreuil eintraf. Ich war so unermüdet in meiner Arbeit, daß bald nichts mehr meiner Abreise im Wege stand; ich übersann nun, auf welche Weise ich meiner Mutter den Grund meiner kurzen Trennung auf's Beste mittheilen könne; als ich so gedankenvoll am Strande meines Wegs dahin wandelte, sah ich eine Miethkutsche an mir vorüberrollen ich blickte auf und sah Baudreuil in derselben. —

Der Wagen fuhr rasch von dannen, und war mit aus dem Gesicht, bevor ich ihn erreichen konnte. Ich konnte indeß nicht zweifeln, daß es wirklich Baudreuil gewesen sei, denn er hatte mich freundlich begrüßt. Sein Gesicht schien heiterer, auch war

er, wie ein kurzer Blick mir zeigte, besser gekleidet als sonst.

Dies war ein Räthsel, welches ich nicht zu lösen wußte, so sehr ich mir darüber auch den Kopf zerbrach. Ich eilte in seine vorige Wohnung, dort hatte man nichts von ihm gehört, ich begab mich in das Handlungshaus, in dem wir früher gearbeitet hatten, aber auch hier war keine Kunde von ihm eingegangen, mir ward indeß ein an ihn adressirter Brief übergeben, der von seinem vormaligen Hauswirth hierhergesandt worden war. Ich erkannte auf den ersten Blick Claudinens Schriftzüge, und konnte nun auch nicht länger zweifeln, daß er ihr Bild trug. Mein Argwohn erwachte auf's Neue — ich war schon im Begriff das Siegel zu brechen, um mit Gewißheit zu verschaffen, aber ich bekämpfte mich noch zu rechter Zeit. — Der Brief war übrigens nicht zu See gekommen, er trug das Postzeichen einer kleinen holländischen Stadt. War Claudine nicht mehr in Petersburg, was konnte meine Reise dorthin nützen? Wenn ihre Ankunft in Holland keine verrätherische Ursache hatte, warum schrieb sie nicht an mich? Ich hatte seit langer Zeit kein Schreiben von ihr empfangen, ich glaubte ihre Briefe wären auf irgend eine Weise verloren gegangen, jetzt aber schien für ihr Schweigen ein anderer Grund vorhanden.

Schmerzmüthig kehrte ich nach meinem Hause zurück, wo ich zu meinem Erstaunen eben den fand, den ich in der ganzen Stadt vergebens gesucht hatte. Baudreuil harrte meiner. In meiner Hand noch immer Claudinens Brief haltend, trat ich ihm mit einer Heftigkeit entgegen, die er nicht zu bemerken schien. Sein Gesicht war in der That heiterer als früher, mit einem Wort, er schien glücklich, und das war hinreichend, mich elend zu machen.

„Ich komme,“ sprach er, „mir Ihren Glückwunsch zu erbitten, und Ihnen eine frohe Nachricht zu bringen, an der Sie gewiß innigen Antheil nehmen werden.“

„Sparen Sie diesen Bericht,“ unterbrach ich ihn, „ich kenne Ihr Glück auch, ohne daß Sie es mir erzählen. Sie sind verheirathet, oder stehen auf dem Punkt sich zu verheirathen. Damit Sie sehen, wie trefflich ich unterrichtet bin, kann ich

Ihnen sogar den Namen der Treulosen nennen, die sich Ihnen hingab."

"Sollte ich heirathen," entgegnete Baudreuil lachend, „werde ich doch wenigstens keine Treulose nehmen; unterdessen haben Sie diesmal schlecht gerathen, vor der Hand ist bei mir von keiner Heirath, sondern von Politik die Rede. Ich habe die sicherste Nachricht von Frankreich erhalten, daß die Regierung mir einen großen Theil der Güter und Besitzungen meines Vaters zurückgeben wird, denn ich habe nie die Waffen gegen mein Vaterland getragen. Sollten meine Bemühungen in dieser Rücksicht gelingen, werde ich im Stande sein, einen weniger glücklicheren Bruder und eine mir unendlich theure Schwester unterstützen zu können."

"Wie, Sie haben eine Schwester?" rief ich.

"Allerdings," erwiderte Baudreuil mit einem schlauen Lächeln.

"Tragen Sie vielleicht Ihr Bild?"

"Auf meiner Brust." Er zog es hervor.

"Ja, ja, das ist das ist das Bild meiner Claudine," rief ich entzückt, es seinen Händen entreißend, und es immer wieder und wieder mit meinen Küßen bedeckend.

"Ich weiß noch nicht," entgegnete Baudreuil, „wie bald sie Ihre Claudine werden dürfte. Wenn Sie sich aber fassen und mir zuhören wollen, will ich Ihnen etwas erzählen, das Sie gewiß mit Freude erfüllen wird: —"

"Erfahren Sie, daß Ihre großmüthige Unterstützung Claudine und ihre Brüder aus der traurigsten Lage rettete, dem stolzen Sinn und dem leidenden Körper St. Hilaire's Trost und Bequemlichkeit verschaffte; und endlich meiner Schwester die Mittel gab, selbst nach Holland zu kommen, um Ihnen zu danken. „Sie träumen nicht," fuhr er fort, als er mein Erstaunen bemerkte. „Hören Sie die auch mir vor Kurzem erst bekannt gewordene Geschichte meiner Familie. Ich brauchte Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich weit jünger bin als St. Hilaire — zwischen Claudine und mir findet zwar nur ein Unterschied von zwei Jahren statt, ich aber sehe älter aus, denn ich habe mehr gelitten als sie. — Von dem Augenblick an, in welchem ich zu denken begann, stimmten unglücklicherweise meine politischen Meinungen mit denen meiner Familie nicht überein, — ich ward deshalb von ihr aus-

gestoßen, und blieb in Frankreich, als die Meinigen, ohne sich irgend um mein ferneres Fortkommen zu bekümmern, ihr Vaterland verließen. Es war Claudinen verboten, meinen Namen auszusprechen, denn man hatte ihr gesagt, die Nennung desselben entehrte die Lippen, und darum hörten Sie wohl nimmer etwas von mir. Ich war indeß in meiner politischen Laufbahn nicht viel glücklicher als mein Vater und mein Bruder. Der Enthusiasmus der Partei, der ich angehörte, ging bald in Blutdurst über, und trat die Rechte der Menschen mit Füßen. Fast wäre ich ein Opfer der Guillotine geworden, hätte mich nicht ein menschenfreundlicher Banquier in Paris versteckt, und mich nach Rouen geschafft. Ich war nicht ganz ohne Talente, und hielt es nicht, wie viele meiner Landsleute, für Schande, davon Gebrauch zu machen. Ich gab mich demnach mit Fleiß den Handlungsgeschäften hin, erhielt aber bald von Paris aus einen Wink, daß ich in Frankreich nicht sicher sein dürfe. Mein Herz sehnte sich nach St. Petersburg, wo ich Mutter, Bruder und Schwester zu finden hoffte. Da ich jetzt fast noch unglücklicher war als sie, glaubte ich, sie würden nicht mehr auf mich zürnen, und schiffte mich ein. Ich erfuhr indeß bald, daß ich ein Mitglied meiner Familie verloren hatte, und daß ich schwerlich so glücklich sein würde, mich mit den beiden Uebrigen auszusöhnen; denn Hilaire's Empfang war weder brüderlich noch freundlich; er nahm mich so kalt auf, daß ich den Entschluß faßte, ihn nicht wieder zu sehen, denn der Stolz meiner Familie war auch mir eigen, wenn ich gereizt ward. Ich sah Claudine auf eine Viertelstunde, Hilaire aber wollte es mir nicht erlauben, mich ungestört mit ihr zu unterhalten. Ich schrieb ihr indeß, und bat sie um das Portrait meiner Mutter, damit ich doch wenigstens ein Andenken von unserer Familie hätte. Sie besaß es nicht, aber sie sandte mir das Ihre und bat mich dringend um eine Unterredung. Ohne Zweifel hielt sie mich für sehr undankbar, denn ich konnte es nicht über mich gewinnen, auf's Neue mit Hilaire zusammenzutreffen, und als ich ihr einen zweiten Brief in die Hände spielen wollte, vereitelte mein Bruder diesen Versuch. Ich verließ demnach St. Petersburg, ohne mich gegen sie rechtfertigen zu können, und kam, auf Verwendung meiner Freunde in Rouen, nach Holland, wo der

Zufall mich in Ihre Bekanntschaft führte. Die großmüthige Theilnahme, mein theurer Freund, die Sie einem Fremden bewiesen, erwarb Ihnen meine Achtung, meine Freundschaft, meine innige Dankbarkeit! —“

Er schwieg und schloß mich in seine Arme. — Nichts schien jetzt an meinem Glücke zu fehlen, als Claudinens Gegenwart. Ich erzählte ihm die Geschichte meiner Liebe, und reichte ihm den Brief hin, der für ihn eingegangen war. „Ich habe sie seitdem gesprochen,“ entgegnete er, das Schreiben zu sich steckend, „und ich nenne daher dessen Inhalt. — St. Hilaire ist ungemein erschöpft, und nicht im Stande Sie zu empfangen; Claudine wird sich nach einer kurzen Ruhe von den Anstrengungen einer schnellen Reise bald erholen; unterdessen hören Sie, wie ich hinter Ihr Geheimniß kam.“

„Zu ihr — zu ihr!“ hätte ich gern gerufen, aber ich zwang mich, den Schluß seiner Erzählung ruhig anzuhören.

„Ich war noch nicht lange in Holland,“ fuhr Vaudreuil fort, „als ich an St. Hilaire schrieb. Wir waren sehr unfreundlich geschieden, aber ich konnte es doch nicht über mich gewinnen, Claudine und ihn ohne alle Nachricht von mir zu lassen. Ich bat ihn dringend, Claudinen zu erlauben, mir doch dann und wann zu schreiben, und sandte ihm zu dem Ende meine Adresse; ich empfang keine Antwort auf diesen Brief, hatte aber auch eine solche kaum erwartet. Ein bedeutender Zeitraum verging mir so in der schwermüthigen Ueberzeugung, daß mich die Meinigen gänzlich vergessen hätten, endlich am Abend des Tages, an dem wir jene Landpartie machten, fand ich, zu Hause angelangt, einen Brief von Claudinen, die in St. Hilaire's Namen meinen Schutz, meinen Beistand aufforderte. Sie waren in einen kleinen Hafen gelandet, nachdem sie, wegen einer Unbesonnenheit meines Bruders, Rußland plötzlich hatten verlassen müssen. Claudine wird Ihnen das Nähere über seinen Streit mit einem Offizier von hohem Range erzählen. Ein Duell war die Folge davon, in dem beide verwundet wurden; insbesondere der Russe. Mein Bruder ward, trotz seiner Verwundung, sogleich festgenommen, und Tod, oder Verbannung nach Sibirien, war sein unvermeidliches Loos. Die Wiederherstellung seines Gegners milderte indeß sein Schicksal; ihm

ward angedeutet, daß er die russischen Staaten auf der Stelle verlassen und nie wieder dorthin zurückkehren solle. Seine Krankheit hatte seine schwache Kasse völlig erschöpft, sein Freund, der Marquis konnte ihn nicht unterstützen, und so blieb ihnen, arm und hülflos, kein anderer Ausweg, als sich nach Holland einzuschiffen, und sich mir — mir in die Arme zu werfen, mir, dessen traurige Lage Sie nur zu gut kannten!“

„Die Meinigen waren indeß nicht berechtigt, diese für so hülflos zu halten, denn in Rücksicht auf den Stolz meines Bruders hatte ich in meinem Briefe jede Klage vermieden, und ihn, ohne in das Nähere meiner Verhältnisse einzugehen, versichert, daß ich mein hinlängliches Auskommen hätte. — Claudine hat mir späterhin gestanden, wie sie sich überzeugt gehalten habe, daß in Holland auch noch ein anderes Herz, als das meinige für sie schlage, und daß sie auf jenes fast noch mehr Hoffnung gebauet habe, als auf dieses; wie recht sie darin hatte, hat der Erfolg bewiesen! — Sie hatten eine mühselige Reise; die schon geheilte Wunde meines Bruders brach auf's Neue auf, so landeten sie in der bedrängtesten Lage von der Welt, und sie hatten keinen andern Ausgang als mir diese zu schildern. In dem Augenblick, wo ich diesen Brief erhielt, war meine Kasse völlig geleert, und ich konnte niemand als Sie, den ich um ein Darlehn hätte ansprechen können. Ich that es, und Sie, mein großmüthiger Freund, sandten mir, mehr der Stimme Ihres Herzens folgend, als Ihre eigenen Umstände bedenkend, mehr noch, als ich verlangt hatte. — Ich flog zu den Meinigen, und fand meinen Bruder, dem Inneren und Aeußeren nach, so ganz verändert, daß meine innigste Theilnahme für ihn rege ward. Was mich und Claudine betraf, so reichte eine kurze Unterredung hin, uns unendlich lieb zu gewinnen. Ich schilderte ihr aufrichtig meine Lage, und ohne Sie zu nennen, auch den großmüthigen Freund, dessen Beistand mir es möglich machte, zu ihr zu eilen. Claudine war ihrerseits nicht weniger offenherzig; sie erzählte mir das Geheimniß ihres Herzens, und gewann meine Theilnahme für den, den sie liebte. Stellen Sie sich unser Erstaunen, unsere Freude vor, als wir erfuhren, daß wir beide von einem und demselben gesprochen hatten. Wir wünschten nun beide so

schnell als möglich nach Amsterdam zu gelangen, Claudine hatte schon einen Brief an Sie fertig, in dem sie ihr langes Schweigen mit der traurigen Lage St. Hilaire's entschuldigte; ich aber bat sie, ihn nicht abzusenden, denn ich selbst wollte der Erste sein, der Ihnen die freudige Kunde überbrächte."

„Sobald St. Hilaire's Zustand es erlaubte, machten wir uns demnach auf den Weg. Hier angelangt, war es mein erstes Geschäft Sie aufzusuchen. Unterwegs traf ich einen Landsmann, der mir anzeigte, daß einer seiner Bekannten eine freudige Botschaft für mich aus Frankreich empfangen habe; aber es wäre kein Augenblick zu verlieren, ich mußte auf der Stelle zu ihm hin. Ich traf ihn glücklicherweise, erhielt von ihm die Bestätigung der frohen Nachricht, und übergab ihm die zu meiner Rechtfertigung nöthigen Papiere, die mir gewiß die freie Rückkehr in mein Vaterland, und die Zurückgabe unseres Familieneigenthums verschaffen werden."

Als Baudreuil seine Erzählung geschlossen hatte, konnte ich meine Ungeduld nicht länger bezähmen, ich faßte ihn unter den Arm und eilte mit ihm zu Claudinen. — Bald lag sie in meinen Armen schöner und reizender als je; es war eine Scene der ungetrübtesten Freude; erst nach einigen Augenblicken dachte ich an ihren kranken Bruder. Die Blässe seines Gesichts, seine Schwermuth rührten mich. Leiden und die Zusprache seiner Geschwister hatten seinen Stolz gebeugt, ihn sanfter gestimmt; wir begrüßten uns freundlich, und vermieden beiderseits der Vergangenheit zu erwähnen. Da das von meinem Onkel geerbte Haus geräumig war, drang ich in die Geschwister, ihre Wohnung bei mir aufzuschlagen, welches um so nothwendiger war, da der Kranke einer Pflege bedurfte, die er anderswo nicht so gut finden konnte.


Ich eilte nun zu meiner Mutter — sie erstaunte anfangs ungemein, und sie meinte, sie würde es lieber gesehen haben, wenn ich eine Holländerin geheirathet hätte; aber sie liebte mich zu sehr, und mein Wohl war ihr zu theuer, als daß sie meinem Glück auch nur das mindeste Hinderniß hätte in den Weg legen sollen. Sie schloß die liebliche Claudine in ihre Arme, und gewann das theure Mädchen bald unendlich lieb.

St. Hilaire's Gesundheit besserte sich mit jedem Tage, und Baudreuil's Angelegenheit in Frankreich nahm die günstigste Wendung.

Die Trauer um meinen Oheim nöthigte mich, meine Verheirathung mit Claudinen noch um etwas zu verschieben. Endlich schlug die frohe Stunde unserer Vereinigung; St. Hilaire legte unsere Hände in einander, und fortan trübte kein Sorgenwölkchen den Horizont unserer Ehe.

Baudreuil lebt abwechselnd bei uns und in Frankreich — meine gute Mutter ist glücklich in unserem Glück — und auch von dem fernen Schweden herüber bringen uns dann und wann freundliche Zeilen die Versicherung der innigsten Theilnahme, die der wackere Pfarrer, in dessen friedlicher Wohnung ich meine theure Claudine kennen lernte, an der Seligkeit nimmt, die uns hienieden schon der Himmel schenkte.

Die verhängnißvolle Wette.

 or mehreren Jahren machte ich in Gesellschaft von vier Kunstfreunden eine bedeutende Reise. Der Zweck derselben war, mit Hilfe von Sang und Klang ein Weilchen Deutschlands Gaue zu durchziehen, in nähere Bekanntschaft mit der Kunstwelt zu treten, und unsere Kenntnisse zu erweitern. Jung, gesund und muthig, scheuten wir nicht allein keine Beschwerden, sondern brachten auch freudig alle möglichen Opfer, um einen Plan auszuführen, an dem wir mit ganzer Seele hingen. Wie es bei Musikern zu gehen pflegt, die keine gespickte Kassetten mit sich führen, und das Klingende mit dem Klingenden erwerben müssen, reisten wir auch bald mit Extrapost, bald mit Gelegenheit und öfters auch, aus Laune oder gezwungen, zu Fuße. Die letzte Art zu reisen war unstreitig das interessanteste; indem wir kein Ziel festsetzten, sondern uns ganz der Laune des Augenblicks hingaben, die uns dann bald in Städten, Dörfern, oftmals auch in den Schlössern der Großen das Nachtquartier anwies. Das Gepäck wurde dann gewöhnlich vorausgeschickt und ein kleines Ränzchen mit dem Unentbehrlich-

sten zierte unser Rücken. Eine schöne Aussicht, ein beschattetes Plätzchen, welches zur Ruhe einlud, hielt uns oft einen halben Tag gefesselt, und nicht selten wurde ein Spaziergang von zwei Stunden für eine Tagreise angerechnet. War Flut in der Börse, so besorgte ein tüchtiger Bauernbursche, den wir mitnahmen, aus der nächstgelegenen Schenke Speise und Trank, und auf grünem Rasen wurde ein ländliches Mahl, mit Gesang, Saitenspiel und Frohsinn gewürzt, gehalten, zu welchem sich öfters zahlreiche Gesellschaft einfand.

Auf einer solchen Fußreise, deren nächstes Ziel die Stadt Sch. sein sollte, fühlten sich meine Gefährten etwas ermüdet. Zum Glück begegnete uns ein Wagen, der, mit nur unbedeutendem Gepäck beladen und übrigens leer, denselben Weg vor sich hatte. Natürlich wurde sogleich mit dem Kutscher accordirt und der Wagen in Beschlag genommen; da jedoch der Raum desselben sehr beschränkt war, zog ich es vor, in der Gesellschaft meines Pylades H—r die weitere Tour zu Fuße zu machen. Unsere drei Gefährten postirten sich indessen ganz gemächlich auf ihre Sitze, wünschten uns lachend eine gute Reise und fuhren im raschen Fluge davon. Der Weg bis Sch. führt durch ein paradiesisches Thal zu einem Dorfe, am Fuße eines Berges, den ein schöner Eichenwald bekränzt, in welchem man die drei Stunden bis zum Städtchen wandelt. In traulichem Gespräch langsam dahinschlendernd, erreichten wir etwas spät das Dorf, und an kein Geschäft gebunden, beschloßen wir, in dem als reinlich bekannten Wirthshause zu übernachten. Das Abendessen war längst vorüber und wir wollten eben die freundliche Wirthsstube verlassen, als die Thür aufging und unsere drei Collegen athemlos und mit bleichen Gesichtern, auf welchen sich die Furcht mit der Freude, einer nahen Gefahr entronnen zu sein, paarte, hereintraten. „Wo zum Henker! kommt ihr in so später Nacht her?“ rief ich erstaunt — „wir glaubten euch längst in Sch.“ „Habt ihr eure Pferde verabschiedet und Krebsse vorgespannt, daß ihr nach vier Stunden mit uns in einem Orte zusammentrefft?“ — „Still!“ unterbrach mich R., der größte und furchtsamste des eingeschüchterten Trios, „uns sind Dinge begegnet, die den Muthigsten zur Rückkehr bewogen hätten; laßt mich nur für's Erste zu Athem kommen, dann

sollt Ihr Alles erfahren.“ Meine Neugierde wuchs mit jedem Worte, allein ich mußte ihr Zaum und Gebiß anlegen; denn der Sprecher und seine Freunde begnügten sich nicht mit der nöthigen Erholung, sondern suchten auch an der Bearbeitung einer tüchtigen Hammelskeule und einiger Flaschen Rheinwein neuen Muth zur Erzählung ihres Abenteuers zu gewinnen. Endlich unterbrach Freund H. die nur von einzelnen Ausrufungen unterbrochene Stille. „Nun so erzählt doch endlich, was Euch hieher gebracht hat; denn ich merke wohl, Ihr Hasenherzen seid gewiß in die Gefahr gekommen, vor Eurem eigenen Schatten Reißaus zu nehmen.“ „Comment Monsieur,“ rief der Franzose D., „nous ne sommes pas de laches, mais il y avoit des brigands dans le forêt et —“ „Zum Henker auch mit Deinem Kauderwelsch,“ unterbrach ihn Z. ein geborner Schwabe, der das Französische aus dem einfachen Grunde nicht leiden konnte, weil er es nicht verstand, „die Geschichte hätte uns das Leben kosten können, hört nur zu, ich will sie Euch haarklein erzählen.“ „Ei was“ rief R., „ich war der Erste bei Rath und That, an mir ist die Reihe,“ und jetzt ging ein Wortgefecht in deutscher und französischer Sprache los, aus welchem wir mit Mühe nachfolgende Thatsache herauszogen. Die drei Herren waren glücklich in das Dorf gekommen, wo sie aus angeborener Gutmüthigkeit ihren Kutscher, welcher sich unterwegs bitter beklagt hatte, daß er mit seinen Pferden am folgenden Morgen eine weite Reise machen, und jetzt den müden Thieren eine dreifache menschliche Last zumuthen müsse, um so bereitwilliger verabschiedeten, da sie sich nun genugsam erholt hatten, und nun zum Weitergehen vollkommen tauglich waren. Um sich noch besser zu restauriren, kehrten sie in einer Kneipe am Ende des Dorfes ein, um auf uns zu warten, und verplauderten ein Stündchen nach dem andern. In der Stube aber befanden sich noch zwei Menschen, die das Aussehen von Bagabunden hatten, und welche manche verdächtige Fragen an sie richteten, die sich meistens auf die Einnahmen der Concerte, und die Schwere ihrer Ränzchen, die sie zum Theil mit Geld gefüllt glaubten, bezogen. Unsere Freunde schöpften jedoch, aus argloser Gutmüthigkeit, keinen Regwohn und brachen endlich auf, um den Weg bis Sch. zu Fuß zurückzulegen. Indem sie aber

den Berg hinaufstiegen, sahen sie die zwei Verdächtigen einen Seitenweg durch den Wald einschlagen, welcher mit dem ihrigen gleiche Richtung hatte; nun sprach sich die längst verhaltene Vermuthung, daß jene Kerls Räuber sein möchten, durch Worte aus, und nach kurzer Berathschlagung ergriff der hohe Rath das Hasenpanier, machte eine halbe Schwenkung und eilte mit Riesenschritten in das Dorf zurück. Dort wies man die Flüchtlinge auf ihre Nachfrage um ein gutes Nachtquartier in das einzige respectable Wirthshaus, wo wir zur gegenseitigen Verwunderung wieder zusammentrafen.

Die komische Erzählung und übertriebene Furchtsamkeit, welche noch jetzt jedes Wort der kühnen Abenteurer begleitete, erregte meine Spottlust, welcher auch H. beistimmte. In muthwilliger Laune nahm ich ein Glas Wein und rief: „auf das Wohlsein unserer glücklich erretteten Freunde! — Achilles wurde in die Ferse verwundet, als er Reißaus nahm, und Napoleon mußte bei Waterloo Wagen und Gepäck im Stiche lassen, unser Kleeblatt kommt jedoch mit dem Schreck davon und restaurirt seine Kräfte durch eine nahrhafte Hammelkeule, während das Räuberheer sich, aus Aerger über den verfehlten Anschlag, an einer trockenen Brottrinde die Zähne ausbeißen kann. O Don Quirote und Sancho Pansa! Euer Andenken lebt in euren Nachkommen fort, und glücklicherweise gibt es hier zu Lande Windmühlen genug, um ihren Muth zu erproben! „Ihr glaubt demnach wohl nicht, daß die Kerls Räuber waren?“ entgegnete hitzig B. „Mit meinen Augen sah ich's, daß der eine bewaffnet war! mit Säbel, Pistolen und Kanonen, und im Hintergrunde lag noch eine Compagnie Scharfschützen,“ fiel ich lachend ein. — „Nein, das ist zu toll!“ schrie der vor Scham und Zorn glühende B., „hinter dem Ofen ist leicht zu scherzen; Ihr, an unserer Stelle, wäret ebenfalls davon gelaufen.“ — „Pah! warum nicht gar!“ erwiderte ich leichtthin. „Was gilt die Wette, ich gehe jetzt noch und ganz allein nach Sch.“ „Drei Louisd'or gegen einen!“ rief B. „Wir halten mit!“ stimmten seine Begleiter ein. „Zugeschlagen!“ entgegnete ich, indem ich meine sieben Sachen zusammensuchte.

Mein treuer H. wollte mich begleiten; allein, ich lehnte es als eine Verletzung unseres Uebereinkommens ab, und setzte mich lediglich mit einem

Stoße und einem großen Taschenmesser bewaffnet, in Bewegung, um mein Versprechen zu lösen.

An der Thüre begegnete mir der Wirth des Hauses und gab sich alle erdenkliche Mühe, mich zurückzuhalten, indem er versicherte, daß es im Walde wirklich nicht ganz sicher sei, und gerade heute ein Streifzug vorgenommen werden solle. Desto sicherer bin ich, entgegnete ich munter und ging.

Mein Weg wurde anfangs durch kein Hinderniß unterbrochen; allein, die Erzählung meiner Freunde und des gesprächigen Wirths Warnung, die gewitterschwangere Nacht, welche nur bisweilen durch einen Mondstrahl auf Augenblicke erleuchtet wurde, und mir in jedem Baume eine menschliche Gestalt vorspiegelte, verursachten mir nach und nach eine gewisse Beklemmung, die mich meinen übereilten, zwecklosen Schritt bereuen machte. Eben schlug es zwölf in einem entfernten Dorfe, als ich einen Platz erreichte, wo der Wald durch ein ziemlich langes Fruchtfeld, auf welchem der Segen des Herrn in hohen Garben lag, unterbrochen wurde. Mit dem letzten Schlage der Geisterstunde ließ sich entfernter Donner hören, und in demselben Augenblicke bemerkte ich ein Licht, welches über das benannte Feld kam und sich der Landstraße zu nähern schien. Bald erkannte ich zwei Männer, deren einer eine Laterne trug, die er so viel wie möglich zu verstecken strebte. Einen Augenblick dachte ich nach, was die Leute zu einer so ungewöhnlichen Stunde auf ungebahnte Wege führen könne? dann aber befiel mich bei der Erinnerung an das Abenteuer meiner Reisegefährten eine so unüberwindliche Angst, daß ich mich unter die erste beste Fruchtgarbe zu verbergen suchte. Wer schildert jedoch meinen Schreck, als ich beim Aufheben derselben eine starre Hand ergriff, und ein zweites Betasten mir die Gewißheit gab, daß ein lebloser Körper den Platz einnahm, den ich mir als Zufluchtsstätte gewählt hatte. Besinnungslos taumelte ich zurück, und nur das herannahende Licht und die Gewißheit der nahen Gefahr gaben mir Kräfte, unter einer andern Garbe Schutz zu suchen.

Aus einer augenblicklichen Betäubung weckte mich eine rauhe Stimme, die leise jedoch sehr vernehmlich zählte: Eins, zwei, drei, hier muß er liegen! nun frisch an die Arbeit, damit wir nicht abermals gestört werden. Bei dem Scheine des

Lichts, welches mir aus der halbverdeckten Laterne entgegenfiel, sah ich aus meinem Versteck einen großen Mann mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, dicht vor mir stehen, welcher eben die Hand ausstreckte, um eine Garbe zu lüften. Todesschweiß stand mir auf der Stirne und ich hielt mich verloren, als der Zweite, ein kleiner stämmiger Kerl entgegnete: „Du irrst, Hans! es war ja die vierte Garbe, mit der wir ihn zudeckten, daß ihm die Nachtluft nicht schade.“ „Ei warum nicht gar!“ antwortete der Erste, „ich werde doch wohl wissen, was ich thue, die dritte war's!“ „Nun so komme her und überzeuge Dich selbst,“ rief die widerliche Stimme des Kleinen, „da liegt er ja und hat sich seit einer Stunde um zwei Zoll gestreckt.“ Der fürchterliche Große entfernte sich ein Paar Schritte von mir, und ich hörte deutlich, daß man den Körper hervorzog und durchsuchte. „Dauert mich doch das junge Bürschen,“ hob der Große an, „war vielleicht sein erster Ausflug? hatte vielleicht Eltern und Geschwister besuchen wollen? Du hast aber auch gleich den Teufel im Leib mit Deinem Zuschlagen.“ „Pah,“ entgegnete der Stämmige, „warum wehrte sich der Milchbart wie ein Wahnsinniger? Und warum liefeft Du, großer Bengel, Dich bei'm Genick packen? mußte ich ihm nicht mit meinem Messer den Gnadenstoß geben, um Dich dummen Esel aus seinen Händen zu befreien? Aber wie Du nun bist, stark wie ein Riese und dumm wie eine Gans, prahlst vor der That, und weinst hinterher wie ein altes Weib. Ist's doch nicht die erste Sünde, die Du auf dem Herzen hast, und drückt Dich diese, so nehme ich sie auf mich.“ „Hast genug an den Deinigen zu tragen. Aber lohnt sich's wohl der Mühe? da zähle selbst, dreißig Stück sind's und die Tabakspfeife, — und dafür mußte der arme Teufel ins Gras beißen? Ja, wem's noch die Musikanten gewesen wären? aber da hattest Du so viel zu fragen, daß sie den Speck rochen und ins Dorf zurückkehrten.“ — „Nun freilich bei denen würde es weniger Mühe gekostet und mehr Geld abgesetzt haben. Aber am Ende ist unsere heutige Arbeit doch leichter, als einen Tag lang den Dreschflegel zu regieren.“

Hier überfiel mich eine Schwäche, die in Bewußtlosigkeit überging. Als ich wieder erwachte, brüllte der Donner in ununterbrochenen Schlägen

und der Regen ergoß sich in Strömen; Licht und Räuber waren verschwunden. Ich raffte mich auf, dankte Gott, der mich aus den Händen der Menschen gerettet, gegen deren Grimm mir das Toben der Elemente Musik deuchte, und tappte durch die rabenschwarze Nacht. Blitze waren meine Wegweiser und Beförderer meiner Schritte, welche durch die Angst, in neue Gefahren zu gerathen, beflügelt wurden. Ganz durchnäßt erreichte ich endlich einen alten halbverfallenen Wachtthurm, der kaum dreißig Schritte von der Straße abstand, und in welchem ich Schutz gegen den noch immer hecabströmenden Regen zu suchen beschloß. Der Thurm war geräumig genug, mehrere Personen zu beherbergen, und ein Lager von Stroh, wahrscheinlich von einem Hirten bereitet, lud meine müden Glieder zur Ruhe ein.

Wie genügsam ist doch der unersättliche Mensch, wenn ihn Gefahr und Unglück heimsucht! die wenigen Halme Stroh, auf die ich mich niederließ, kamen mir weicher vor, als ein Bett von Eberdunen, und der dumpfige enge Raum des düstern Thurmes behaglicher, als ein festlich geschmücktes Prunkgemach. Die tobenden Elemente schienen mir Bürge gegen jede Gefahr, und der sich entfernende Donner lullte mich endlich in eine Art Schlummer, der zwischen Träumen und Wachen schwebte.

Nicht lange mochte ich mich indessen in diesem behaglichen Zustande befunden haben, als mich der Hufschlag und das Wiehern mehrerer Pferde erweckte. Sie schienen sich meinem Aufenthalte zu nähern und da konnte ich deutlich die Stimme der Reiter vernehmen.


„Ist das doch eine Nacht, als ob die Erde aus ihren Angeln gehoben werden sollte! Wenn Satan mit seinem höllischen Gefolge durch die Wälder streift, läuft er einem alten Soldaten den Rang ab, und beschützt seine Bundesgenossen, die wir fangen sollen; laßt uns nur im alten Thurme einkehren, sonst schwemmt uns die Sündflut sammt den Kleppern noch in die Ostsee.“ „Habt recht, Herr Brigadier!“ erwiederte ein Anderer, „die Spitzbuben sitzen gewiß schon im Trocknen und der arme Teufel ist einmal todt. In der rabenschwarzen Nacht stehe ich selbst auf der Landstraße weder für meinen noch meines Schimmels Kopf, und hätte die Bestie nicht vor dem Körper, den die Hallunken auf den Weg warfen, sich gescheut, so

wußten wir von dem ganzen Handel nichts, und lägen längst auf dem Ohr. Bei solchem Wetter ist kein Heil für uns und man kann eins auf den Pelz bekommen, ohne zu wissen wo's herkommt.“ „Hm,“ brummte eine dritte Bassstimme, „wer dergleichen fürchtet, der muß das Marschiren nicht erlernen und das Ausreiten mit uns bleiben lassen. Hat doch so mancher Buschklepper zu den Zeiten des verwünschten Schinderhannes auf mich angelegt und ich lebe doch noch. Wißt Ihr, Brigadier! wie mir der Husar Philipp, dem wir später das Handwerk legten und der in Mainz durch das scharfe Messer büßen mußte, den Hut durchlöcherterte und wir vor den Schnapphähnen, die meinen braven Kameraden vom Pferde schossen, reißaus nehmen mußten? Ja damals galt es noch Courage! die Hand an die Büchse, den Säbel locker in der Scheide! hieß es, wenn's durch einen Wald ging; aber heut zu Tag verkriecht sich das Gesindel wie Maulwürfe, und man hat nur Mühe und Arbeit, ohne daß es jemals zu etwas Ernstlichem kommt.“

Jetzt waren die Reiter am Thurme abgestiegen, und der Brigadier rief: „He, Wenzel! koppel die Pferde zusammen und gebt Acht, daß Euch kein Schabernack gespielt wird! Ihr seid der jüngste und könnt eine solche Wiedertaufe am leichtesten ertragen. Läßt der Regen nach und kommen dann die Bauern mit dem Leichnam, so reiten wir nach Sch.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

 onrad von Hausberg lebte seit einiger Zeit in der Hauptstadt, wo er als Assessor bei einem Landescollegio angestellt war. Unter den Mädchen seiner Bekanntschaft zeichnete sich Natalie von Hammerstein durch ihre glänzende Schönheit aus. Viele junge Männer bemühten sich, ihr zu gefallen. Auch Hausberg fühlte die Macht ihrer Reize und bewarb sich um ihre Gunst.

Aber sie zeichnete keinen von diesen jungen Männern besonders aus. Stolz auf die Ansprüche, die sie machen zu können glaubte, und wenig empfänglich für wahre Liebe, hatte sie noch nicht gewählt, wußte sie Jeden, den die Liebe und Hoff-

nung allzukühn gemacht hatten, in die gehörige Entfernung zurückzuweisen. Aber nicht weniger eitel auf die Zahl ihrer Anbeter, wies sie keinen von ihnen völlig zurück, wußte sie ihre sinkenden Hoffnungen durch Mienen, Blicke und gefällige Worte immer wieder von neuem zu beleben.

Hausberg erfuhr dieselbe Behandlung. Einmal schon faßte er den Vorsatz, seine Leidenschaft für Natalie zu unterdrücken; doch neue Hoffnungen, zu denen ihr Betragen ihn berechtigte, schlugen diesen Gedanken wieder nieder.

Nur zu bald sah er sich indeß von neuem getäuscht. Der warme herzliche Ton, mit dem er ihr, durch ihr Betragen dazu veranlaßt, seine Liebe gestand, wurde mit Kälte und Befremden zurückgewiesen. Durch diese Täuschung gekränkt, beschloß er abermals, seine Neigung zu unterdrücken. Er vermied es mehrere Wochen lang, Natalie zu sprechen. Das schlaue Mädchen wußte jedoch den schwankenden Liebhaber bald wieder an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Einige Familien hatten den Plan, die Berge und Thäler von Wildstein, einer an Naturschönheiten reichen Gegend, in der Entfernung einiger Meilen von der Hauptstadt, zu besuchen. Hausberg wurde zur Theilnahme eingeladen, schlug aber die Aufforderung aus, weil er wußte, daß Natalie von der Partie sein würde. Ein Paar Tage vor der Abreise traf er in einer Gesellschaft mit ihr zusammen. Sie redete ihn selbst an, als er allein in dem Bogen eines Fensters stand und sagte mit freundlicher Miene zu ihm: „warum wollen Sie nicht mit nach Wildstein reisen?“

„Weil Geschäfte mich daran hindern.“

„So dringend werden Ihre Geschäfte wohl nicht sein, daß Sie nicht auf einige Tage abkommen könnten. — Wissen Sie wohl, daß Sie mit das ganze Vergnügen verderben werden, wenn Sie nicht mitreisen?“

„Natalie, Sie scherzen; meine Gegenwart wird Ihnen sehr gleichgültig sein.“

Mit einem bedeutendem Blicke erwiderte sie: „vielleicht weniger gleichgültig, als Sie in diesem Augenblicke zu glauben scheinen, lieber Hausberg.“

„Darf ich hoffen, daß Sie wahr sprechen, Natalie? —“ fragte Hausberg gerührt und faßte ihre Hand.

„Und Sie, Sie können daran zweifeln? Sonderbarer Mann! Auf der einen Seite handeln Sie zu rasch, auf der andern zeigen Sie zu viel Empfindlichkeit. — Doch, ich muß abbrechen, unsere lange Unterredung möchte auffallen.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich. Doch vorher fühlte Haußberg einen leichten Druck der Hand. Er war nun wieder voll Leidenschaft für das reizende Mädchen. Seine Hoffnungen erwachten von neuem. Er wußte jetzt, woran er war. Er war der Glückliche, der ihre Gunst besaß. Die andern Liebhaber konnten nun immerhin ihre Bewerbungen einstellen. Sie hatte ihm ja selbst gesagt, daß seine Gegenwart bei der Reise ihr angenehm sei, daß seine Abwesenheit ihr das ganze Vergnügen verderben werde. Sie hatte ihn lieber Haußberg genannt und ihm sogar die Hand gedrückt! Ueberdies hatte sie seine Empfindlichkeit gegen sie getadelt und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß nur zu rasche Schritte von seiner Seite ihr nicht angenehm wären. Und letzteres konnte er theils für die natürliche Folge der Schüchternheit eines jungen Mädchens ansehen, theils konnte sie dazu besondere Gründe haben, die er mit der Zeit zu erfahren hoffte. Er änderte deswegen seinen Entschluß und nahm an der Gesellschaft Theil.

Die Reise war wirklich sehr angenehm. Eine fröhliche Stimmung verbreitete sich über die ganze Gesellschaft und ein schöner Tag begünstigte ihre Wanderungen durch die herrliche Gegend. Haußberg genoß an diesem Tage selige Stunden. Für ihn kam zu den Gegenständen des allgemeinen Vergnügens noch das freundliche, alle seine Hoffnungen belebende Betragen der geliebten Natalie hinzu.

Gegen Abend langte die Gesellschaft bei dem Wolfsgrunde an, einem engen, von sonderbar gestalteten Felsen umgebenen und von einem rauschenden Waldbache durchströmten Thale. Man bewunderte die wilde Schönheit des Ortes und freute sich unter andern über mehrere Rosensträucher, die in der Mitte des Felsens auf einem hervorragenden Abhange, wo Zeit und Zufall eine Schicht guter Erde aufgehäuft hatten, in voller Blüthe standen und mit der grauen Farbe des nackten, sonst von allen Bäumen und Sträuchern entblößten Felsens einen auffallenden Contrast bildeten.

„Dieser Ort“ — sagte der Pfarrer aus dem benachbarten Altenfels, der die Gesellschaft begleitete — „ist besonders noch durch eine alte Sage, die man in der Gegend hat, merkwürdig.“

„An dem Orte, so erzählt man sich nämlich, wo hier die Rosen blühen, stand vor mehreren Jahrhunderten eine junge Eiche. Eines Abends lustwandelten zwei Brüder, die Ritter Otto und Wolf von Wildstein, dessen weiße Mauern von dem Berge jenseits des Grundes herabschimmern, in vertraulichem Gespräche auf dem Pfade, der hier auf dem Bergrande hinläuft. Der jüngere Bruder Wolf hatte wacker gezecht und fast war ihm der Kopf zu schwer geworden. Da ergriff ihn im Rausche ein böser Gedanke. Eine heftige Leidenschaft für die schöne Bertha von Altenfels hatte sich seiner bemächtigt. Aber sie hatte seine Liebe verschmäht und seinen Bruder Otto zum Geliebten erkoren. Auch war Otto noch in einer andern Rücksicht ein Stein des Anstoßes für ihn. Denn ihm, als dem ältern Bruder, mußte er das Stammgut Wildstein überlassen, wenn der graue Vater zur Ruhe ging. Stieß er aber jetzt den Bruder in den Abgrund hinab, so war Wildstein sein Erbe und er konnte wieder Hoffnung hegen, in Bertha's Besitz zu gelangen. Und wer konnte ihn der schwarzen That beschuldigen, da der Glaube, daß Otto durch eigene Unvorsichtigkeit hinabgestürzt wäre, weit natürlicher und wahrscheinlicher war?“

„Habsucht und Liebe trieben ihn an, den schrecklichen Gedanken, den er gefaßt hat, auszuführen und sich des Mannes zu entledigen, der jedem seiner Wünsche im Wege stand. Von hinten faßt er den argwohnlosen Bruder und stößt ihn von der Höhe hinab. Aber im Fallen ergreift dieser, indem er in der Angst etwas zu fassen sucht, den Arm des Bösewichts, der, taumelnd vom Weine, sich nicht zu erhalten vermag und ebenfalls hinabstürzt. Das Schicksal war gerecht, Wolf fiel von Felsen zu Felsen in die Tiefe des Abgrundes, doch Otto faßte im Fallen die junge Eiche, die, wunderbar genug, die Schwere seines Körpers ertrug und es ihm möglich machte, auf den Abhang, auf dem sie stand, zu klimmen.“

„Gerettet war Otto nun wohl für den Augenblick, aber dem ohngeachtet in einer traurigen Lage. Der Felsen war damals noch oben zu weit unzu-

gänglicher als jetzt, und nach unten zu, eben so wie in unserer Zeit, völlig steil und abschüssig. Es war daher dem armen Otto weder möglich herauf in die Höhe noch hinab in die Tiefe zu steigen. Zwar rief er von Zeit um Hilfe. Aber kein Mensch kam in die Wildniß, der ihn hätte hören und ihm Hilfe leisten können. So saß er zwei Tage lang auf dem Abhange mit der traurigen Aussicht, entweder den Hungertod zu sterben oder durch den Sturz in den Abgrund zerschmettert zu werden, wenn er den Versuch, den steilen Felsen hinan zu klettern, zu dessen Gelingen fast keine Hoffnung vorhanden war, unternehmen sollte. Schon wollte er in Verzweiflung dem fast gewissen Tode durch den lesgedachten Versuch entgegen gehen, als die Stunde der Rettung erschien."

"Schon drei Tage hatte Bertha vergebens auf einen Besuch des Geliebten oder auf Kunde von ihm geharrt. So lange war er noch niemals von Altenfels weggeblieben. Sie fing an, unruhig darüber zu werden, und um ihre Unruhe einigermaßen zu stillen, ging sie am dritten Abend an diesen Bergrand, von wo aus sie wenigstens nach der Burg Wildstein, dem Wohnsitz ihres Sponsen, hinüberschauen konnte. Kaum war sie hier, so hörte sie ein lautes Hülfesrufen, das aus dem Abgrunde heraufstunte. Sogleich erkannte sie die Stimme des Geliebten und ängstlich erforschte sie von ihm Ursache seines Rufens. Er that sie ihr mit wenigen Worten kund. Sie ermahnte ihn zu kurzer Geduld und holte mit ängstlicher Hast Knechte ihres Vaters mit Seilen und Hilfsmitteln herbei. Einer von ihnen wurde hinabgelassen. Er band dem Ritter ein Seil um den Leib und mit Vorsicht zogen die andern ihn auf den Bergrand. Bald sank er gerettet in die Arme der lieben Retterin, und wurde von ihr in die väterliche Burg Altenfels geführt, während einer der Knechte seinem durch sein und Wolfs Verschwinden geängstigten Vater Botschaft von ihm überbrachte."

"Wolf, dessen klägliches Gewimmer Otto auf seinem Abhange einen Tag lang gehört hatte, wurde am folgenden Morgen leblos und mit zerschmetterten Gliedern am Fuße des Felsens gefunden. Sein Vater, voll Unwillen über seine Unthat ließ ihn nicht in die Ruhelstätte seiner Ahnen aufnehmen. Er wurde an dem Orte begraben, wo er seine schwarze Seele ausgehaucht hatte. Zum Andenken

an seinen Frevel hat dieses Thal den Namen der Wolfsgrund erhalten."

"Sechs Monden nach der erzählten Begebenheit führte Otto die schöne Bertha als seine Hausfrau nach Wildstein. Zum Andenken an seine wunderbare Rettung ließ er die junge Eiche, an die er sich im Fallen festgehalten hatte, ausgraben und vor die väterliche Burg pflanzen. Der spätern Versetzung ungeachtet kam sie glücklich fort und wuchs in dem neuen Boden herrlich empor. Es ist die alte Eiche von feltner Größe, in deren Schatten wir uns diesen Mittag vor dem Schlosse zu Wildstein gelagert haben."

"Bei ihrer Abholung wünschte Bertha selbst den Platz zu besuchen, wo ihr Geliebter Rettung gefunden hatte. Damit sie sicher und ohne Unbequemlichkeit dahin gelangen könnte, ließ Otto von oben herab einen Weg in den Felsen hauen, der aber, wie wir sehen, jetzt wieder verfallen und gefährlich geworden ist. Und um das Andenken jener Begebenheit auch an dem Orte selbst, wo sie geschehen war, zu erhalten, pflanzte Bertha mit eigener Hand einen Rosenstock an die Stelle der Eiche. Seine Nachkömmlinge sind Rosensträucher, die dort auf dem Abhange blühen. Sie werden, so glaubt der gemeine Mann, in der Gegend von dem Geiste des Ritters Wolf bewacht, und wehe dem, der es wagt, eine Rose von ihnen abzubrechen. Ihn stürzt der böse Wolf in den Abgrund hinab. Ein Paar Unglücksfälle mögen diesen Volksglauben noch mehr befestigt haben. Niemand wagt es daher, sich an diesen Sträucher zu vergreifen. Wäre dieser Glaube nicht, so würde wohl bisweilen ein junger Landmann sich den Ruhm erwerben, den gefährlichen Weg zu dem Abhange zu wagen und seinem Mädchen eine Rose, als Zeichen seiner treuen Liebe, heraufzuholen."

"Ich möchte wohl ein Andenken an diesen merkwürdigen Ort haben," äußerte Natalie, nachdem der Pfarrer seine Erzählung geendet hatte. "Hören Sie einmal, Aeffor" — fuhr sie fort, indem sie sich zu Hausberg wandte — "Sie sprechen immer so viel von Ihrer Liebe zu mir. Geben Sie doch jetzt einen thätigen Beweis von der Aufrichtigkeit Ihrer Worte und holen Sie mir eine Rose von jenem Abhange."

Die bisherige Entfernung Hausberg's von ihr hatte ihren Stolz gekränkt. Sie wollte daher die Gelegenheit benutzen, einer zahlreichen Gesellschaft zu zeigen, wie sehr er noch immer der Slave ihrer Reize wäre.

Mit Befremden sah Hausberg sie an. „Scherzen Sie“ — antwortete er ihr — „oder ist es Ihr Ernst, daß ich das Wagnis unternehmen soll?“

„Ich wünschte im Ernste einen Beweis Ihrer Liebe zu mir zu sehen“ — war ihre Antwort. — „Haben Sie aber,“ fügte sie spöttisch hinzu, „entweder den Willen oder den Muth nicht, mir ihn zu geben, so machen Sie einen Spaß daraus.“

„Ich werde eine Rose holen,“ erwiderte Hausberg, den Nataliens Spott und Vorwurf der Feigheit kränkte, und machte Miene, den Weg dazu anzutreten. Mehrere Mitglieder der Gesellschaft suchten ihn davon abzuhalten, vorzüglich bat ihn Klara von Lenz, eine Verwandte Nataliens, äußerst dringend, sich keiner Gefahr auszusetzen. Und als er sich demungeachtet nicht abhalten ließ, so traten ihr, wie er deutlich sah, Thränen in die Augen.

Mit Mühe und nicht ohne Gefahr kletterte er zum Abhange hinab. Als er schon ziemlich nahe an ihm war, löste sich ein Stein, auf dem er gefußt hatte, vom Berge ab und fast hätte er dadurch das Gleichgewicht verloren. Doch gelang es ihm, schnell wieder festen Fuß zu fassen. Glücklicherweise kam er zum Abhange, brach eine der schönsten Rosen ab und klimmte wieder den Felsen hinan.

Voll Freude über ihren Triumph kam Natalie ihm mit freundlicher Miene entgegen. Schon erwartete sie, die Rose aus seiner Hand zu empfangen, doch schnell wandte er sich von ihr ab und bot die Frucht seiner Mühe der sanften Klara an, in deren Augen noch hie Thränen der Theilnahme an seiner Gefahr glänzten.

„Sie haben mich“ — sagte er ihr — „am meisten vor der Gefahr gewarnt, der ich mich ausgesetzt habe, Ihrer Theilnahme gebührt daher auch die Blume des Felsens. Mit Bescheidenheit suchte sie sein Geschenk an Natalien zu verweisen. Aber er drang so sehr in sie, daß sie sich genöthigt sah, es anzunehmen. Vorzüglich wirkte die Drohung auf sie, daß er sich, wenn sie die Annahme der Rose verweigere, noch einmal der Gefahr aussetzen werde, um nach Abtretung derselben an Natalien eine zweite für sie zu holen. Beschämt und mit verbissenem Aerger zog sich die Urheberin jenes Wagnisses unter die übrige Gesellschaft zurück; aber Klara und Hausberg standen noch eine Zeitlang sinnig am Abgrunde und schaueten gedankenvoll in seine Tiefe.

Nach einiger Zeit suchten sie die Gesellschaft auf. Was Beide auf dieser Wandrung mit einander gesprochen haben, wissen wir nicht; wohl aber, daß Hausberg nach wenigen Tagen Klara v. Lenz in allen Zirkeln als seine Braut aufführte, und der giftigen Natalie, deren alternde Reize jetzt keinen Liebhaber mehr zu fesseln vermögen, zum Trost, seit Jahren einer der glücklichsten Gatten und Väter ist.

Schlichte Lieder

von

Emanuel.

Liebeslust.

Wie ist doch so die Liebeslust
Bald stürmisch und bald still;
Es ist mir selber kaum bewußt,
Was dann mein Herz wohl will.

Ich möchte mit den Wolken zieh'n
Hinaus durch die Natur,
Ich möchte mit dem Völkchen blüh'n
Einsam auf stiller Flur;

Und steigen mit der Lerche frisch
Im Jubelton empor,
Verborgnen flöten im Gebüsch
Im Nachtigallenchor.

Wie ist doch so die Liebeslust,
Bald stürmisch und bald still;
Es ist mir selber kaum bewußt,
Was dann mein Herz wohl will.

Kein Lächeln konnte ich gewinnen.

Kein Lächeln konnte ich gewinnen
Mir jüngst von Deinem schönen Mund;
Ich wollt' zu schlürfen recht beginnen,
Sieh da! es blinkt des Bechers Grund;

Sieh da, die Sonne will kaum scheinen,
 Es fliegen Wolken drüberher;
 Ich möchte herzlich bitter weinen,
 Doch bleibt mein Auge thränenleer.
 Hinweg, hinweg Du Bild der Schmerzen;
 Es ist mein Loos ein Sängers-Loos;
 Er singt ein Lied aus vollem Herzen,
 Doch streut er's in die Winde bloß.
 Hinweg, hinweg Du Bild der Thränen,
 Es ist mein Loos ein Wandrer-Loos;
 Raum ruh' ich aus nach langem Sehnen,
 Es treibt mich fort vom Friedenschoß.

Ich sah wol viele Blumen glänzen,
 Doch nimmer war für mich ihr Glanz; —
 Ich sah' den Wald mit Laub sich kränzen,
 Doch mir ward nicht der kleinste Kranz; —
 Ich hörte tausend Vögel minnen
 Im übermüth'gen lust'gen Schlag; —
 Kein Lächeln kann ich ja gewinnen,
 Kein froher Klang mich grüßen mag.

Spielmanns Lied.

„Ich ziehe von Haus zu Haus,
 „Und singe zum Klang meiner Fiedel;
 „Die Leute schau'n zum Fenster 'naus
 „Und lächeln zu meinem Liedel.“

„Es klingt mein Lied so leise
 „Wohl von gebrochener Treu;
 „Es ist eine alte Weise,
 „Mir aber bleibt sie neu.“

Das ist doch ein närrischer Wicht
 Der Spielmann mit seinem Gesange.
 Herz, kennst Du das Lied denn nicht?
 Dir kam's ja aus innerstem Drange.


D, wie muß doch alles scheiden.

D, wie muß doch alles scheiden,
 Was ich einst so lieb gewann!

Jugendträume, Jugendspiele,
 Liebeslust und Liebesfreuden,
 Die ich wohl nun immer fühle,
 Sahen mich so lächelnd an.
 Ach, und jetzt! sie lächeln wieder,
 Doch dies Lächeln spricht von Weiden;
 In die Seele dringt es nieder,
 Daß ich selbst nicht lächeln kann.

D, wie muß doch alles scheiden,
 Was ich einst so lieb gewann!

Für die enthusiastischen Bewunderer der Verfassung von Großbritannien.

er Kurfürst von Hannover, Georg, wurde nach dem Tode der Königin Anna von England, da sie ohne Erben verstorben war (gestorben 1714.), König von Großbritannien.

Sobald er Nachricht von diesem Tode erhielt, begab er sich sogleich nach England. Er hatte zwei Favoritinnen, ein Fräulein v. Schulenburg, und die Tochter der Gräfin v. Platen. Das Fräulein v. Schulenburg weigerte sich, aus Willen gegen Britanien ihn dahin zu begleiten; solche Antipathie hegte dagegen die Gräfin von Platen nicht, aber sie war so mit Schulden belastet, daß ihre Gläubiger sie nicht außer Landes lassen wollten. Sie nahm indes verkleidet die Flucht, gelangte noch zu rechter Zeit in Holland an, um mit ihrem Gebieter und Liebhaber Georg sich nach England einzuschiffen. Kaum erfuhr dies das Fräulein v. Schulenburg, so war ihr Wider-

wille gegen die britische Insel verschwunden, und sie begab sich eiligst nach dem ihr früher so verhaßten Lande. Sie überzeugte sich, daß es nur ein geringes Opfer für die Vortheile sei, einen mächtigen Monarchen mit ihren Pantoffeln zu beherrschen, und den Einfluß einer verhaßten Nebenbuhlerin zu schmälern. Sie erreichte auch ihren Zweck durch die Künste der Koketterie, und erhielt bald ihre frühere Gewalt über den schwachen Liebhaber. Nach Verlauf von zwei Jahren wurde sie zur Baronin v. Dundalk, Marquise v. Dunyannon, im Jahre 1719 zur Baronin v. Glastonbury, Gräfin v. Feversham und Herzogin v. Kendal, ihre erste Tochter zur Baronin v. Aldborough und Gräfin von Walsingham erhoben.

Der König war jedoch auch nicht undankbar für die Schäferstunden, die ihm ihre Nebenbuhlerin, die Gräfin v. Platen, geschenkt hatte. Sie hatte sich pro forma mit einem Herrn v. Kielmannsegge verheirathet, und nach dessen Tode erhob sie der König 1731 zur Gräfin v. Leicester, im fol-

genden Jahre zur Baronin v. Brentford und Gräfin von Darlington.

Sowohl die Herzogin v. Kendal, als ihre Tochter und die Gräfin v. Darlington benutzten ihren Einfluß auf den König dazu, sich von denen, welche ein Gesuch bei dem König hatten, für dessen Gewährung reichlich bezahlen zu lassen, und dies Kleeblatt machte aus diesem Geschäfte, wahrscheinlich nur um eine desto einträglichere Kundschaft zu erhalten, so wenig ein Geheimniß, daß man allgemein davon sprach. Dies veranlaßte den Minister Robert Walpole dem Könige Vorstellungen über einen solchen schamlosen Handel zu machen; darauf erhielt er kalt die Antwort:

„Ich hoffe, Ihr werdet Euch für Eure Empfehlungen ebenfalls bezahlen lassen.“

Die Bestechungen und Unterschleife dehnten sich immer mehr bei den Umgebungen des Königs auf eine empörende Weise aus. Als ein biederer Deutscher, der in Georgs Diensten stand, ihn darauf aufmerksam machte, sagte er:

„Kümmert Euch darum nicht; ich bin jetzt reich genug, um dergleichen vertragen zu können. Stehlt wie die Uebrigen, und“ setzte er schmunzelnd hinzu: „Ihr werdet Euch dabei recht gut stehen.“

Die Herzogin v. Kendal wurde, wie in der Regel solche galante Frauenzimmer, in vorgerückten Jahren frommer und besuchte den lutherischen Gottesdienst sehr eifrig. Sie wollte ein Seitenstück

zu der Maitresse Ludwigs XIV., der Frau v. Maintenon werden, und den König dahin bringen, daß er sich mit ihr zur linken Hand trauen lasse. Ob sie ihren Zweck erreicht hat, ist problematisch, denn nur ein nicht sehr zuverlässiger Gewährsmann; Horace Walpole will erfahren haben, wie eine solche Trauung wirklich durch den Erzbischof v. York vollzogen worden sei.

Unermesslich reich, wünschte die Herzogin v. Kendal sich vom Hofe zurückzuziehen und zur Ruhe zu setzen. Ihr Wunsch wurde erfüllt, sie kehrte nach Deutschland zurück, und erhielt den Titel: Prinzessin v. Eberstein. Doch ein so an Intriguen gewöhnter Geist konnte in dieser Abgeschiedenheit keine Ruhe finden; sie kehrte nach England zurück, und erlangte auch bald die entsagte Gewalt über Georg wieder. Nach dessen Tode begab sie sich nach Kendal House bei Twickenham, wo sie in einem Alter von 84 Jahren gestorben ist. Ihre älteste Tochter Petronella Melusina wurde die Gemahlin des witzigen und geistreichen Lord Chesterfield, ihre jüngere heirathete den Grafen v. Lippe.

Die Gräfin v. Darlington starb schon 1730; sie war nur einmal Mutter einer Tochter geworden, welche demnächst mit dem Vicomte Howe verheirathet und Mutter des berühmten Admirals Lord Howe wurde.

— 4 —

Fenilleton.

Eine Anekdote von Dem. Rachel. Die Cassenbeamten des Theater français in Paris verabredeten eben unter sich einen Spaziergang in den Tuilleries, als ein junges, nur ärmlich gekleidetes Mädchen zitternd zu ihnen trat. „Meine Herren“ sprach sie mit bewegter Stimme und preßte dabei krampfhaft eine Broschüre, die sie in der Hand hatte; „man führt heute eine Tragödie auf; es sind nicht viel Zuschauer hineingegangen, . . . wollten Sie mir nicht erlauben, die Vorstellung mit anzusehen?“ Das arme Kind sah ganz so aus, als ob ihr die Gunst, um die sie bat, recht am Herzen läge, und der Beamte ließ sich bewegen. „Wir haben keinen großen Zuspruch,“ sagte er zu sich, „ich werde der Verwaltung keinen Schaden zufügen. . . . Treten Sie ein, mein Kind!“ er händigte dem jungen

Mädchen eine Contremarke ein und wünschte ihr freundlichst viel Vergnügen. Zwei oder drei Mal kam die kleine Unbekannte, welcher der wohlwollende Beamte so freundlich ihre Bitte gewährt hatte, an sein Bureau zurück, und jedesmal überreichte er ihr das sehnlichst gewünschte Einlaßbillet. Eine sonderbare Bemerkung hatte ihn noch nachsichtiger gestimmt; die kleine Besucherin stellte sich nämlich nur an Tagen ein, wo ein Trauerspiel aufgeführt wurde, und sie wagte ihre Bitte nur dann, wenn sich keine zahlreiche Versammlung eingefunden; sie genoß auch nie mehr von den Vorstellungen des Abends, als sie erbeten hatte; was sie zu sehen wünschte, war das Trauerspiel, und sobald dies beendet war, ging sie hinaus. Sie würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, auch nur noch

zwei Verse von dem Lustspiel oder Drama mit anzuhören, welches man zum Beschluß gab. Das vierte oder fünfte Mal nun, als sie so demüthig und besorgt sich heranwagte und um den Einlaß zu „Andromache“ bat, trat gerade der Ober-Inspector an die Controlle. „Was will das junge Mädchen?“ rief er dem Beamten zu, und warf einen Seitenblick auf das Gattunkleid und den ärmlichen Hut der Begünstigten. „Meine Herren, man muß hier nicht dem Ersten Besten den Eintritt gestatten.“ Das arme Kind hörte nichts weiter. Sie eilte fort und kehrte erst drei Jahre nach der Abweisung des Inspectors zurück, um selbst in jenen Tragödien aufzutreten, die sie so gern darstellen sah.

Inscription in das Album von Auswanderern.

Coelum, non animum mutant, qui trans mare current!

(Zwar verändert wird jenseits des Meeres der Himmel, doch das Gemüth nicht!)

— d —

Friedrich II., König von Preußen, hatte für seine Tafel jährlich eine Summe bestimmt, die nicht überschritten werden durfte. Wenn daher nach seinem Befehl die Zahl der an seiner Tafel Speisenden sich ein Mal vergrößert oder eine Vermehrung der Gerichte Statt gefunden hatte, so mußte ihm am nemlichen Tage oder am folgenden eine Anzeige von den diesfalligen Kosten gemacht werden, und der Betrag dafür wurde besonders angewiesen. Einst erhielt der König folgende Nachweisung: „die Extra-Consumtion bei der königl. Hofküche vom 9. Nov. 1784 beträgt Summa 25 Thlr. 10 Gr. 1½ Pf.“ — Friedrich schrieb darunter: Gestohlen. Denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tisch gewesen, 4 Thlr. Die Kuchen 2 Thlr., Quapenleber 1 Thlr., der Fisch 2 Thlr. Die Kuchen auf Russisch 2 Thlr., macht 11 Thlr. Das Uebrige ist gestohlen. Da ein Essen mehr heute ist gewesen, Haring und Erbsen kann 1 Thlr. kosten, alles, was über 12 Thlr. ist impertinent gestohlen. Friedrich.

Haarpuder. Englische Blätter geben folgende Notizen zur Geschichte des Haarpuders: der erste Puder wurde gebraucht von Balladensängern auf der Messe zu St. Germain im Jahre 1614. Im Jahre 1795 gab es in Großbritannien allein

50,000 Haarkräusler, welche durchschnittlich berechnet, in einem Jahre 18,250,000 Pfund feines Mehl verbrauchten. Aus diesem Materiale hätte man 5,300,000 Laibe Brot im Werthe von 12 Millionen Gulden, backen können, an denen sich mehrere tausend Arme täglich gesättigt hätten. In obiger Berechnung ist das Militär, und wer sein Haar selbst besorgte, gar nicht mitgerechnet.

Passende Inschrift. Seit einigen Jahren hat das bairische Bier fast alle anderen Biere, und sogar das so betitelte weiße Bier in Berlin verdrängt, ein Bier, das dem verstorbenen berühmten Arzt Geheim-Rath Heim sehr behagte, und das er wie Champagner zu genießen pflegte, indem er die Schnur mit einem Löffel abschöpfte. Dies Weißbier erhitze nicht das Blut und noch weniger erzeugt es einen Rausch, während dagegen das bairische Bier Betrunktheit hervorbringt, und in sittlicher Hinsicht die nachtheiligsten Folgen zeigt. Es gewährt einen empörenden Anblick, wenn man in einem öffentlichen Local außerhalb der Ringmauern Berlins vorübergeht, und ganze Gruppen solcher bairischen Biertrinker erblickt, umgeben von bairischen Schänkmädchen, die, meist im antivestalischen Costume, den Dienst der Hebe verrichten. Somit wurden die bairischen Bierlokale ein Asyl für feile Dirnen, die die Polizei aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben für nöthig fand.

Ein wegen seines Benehmens in den letzten Jahren nicht unbedeutend Gravräter beschloß nun auch, nachdem er mehre Versuche zu einem lukrativen Geschäft gemacht, wobei er aber immer den Kürzeren zog, ein solches bairisches Bierlokal zu etabliren. Nach erhaltener Erlaubniß wandte er sich an einen ihm empfohlenen Mann mit dem Gesuch, eine Inschrift über den Eingang seines Bierlokals zu fertigen. Als er ihm sein Anliegen vortrug, antwortete jener nach kurzem Besinnen: „Timeo Danaos, dona... —“

„Ich verstehe kein Latein,“ fiel ihm der angehende Schänke in die Rede, „und ebenso wenig meine Kunden. Können Sie mir nicht eine Deutsche vorschlagen?“

„Auch das. — So wählen Sie von Logau's Distichon:

Gott schafft Gutes — Böses wir,
Er braut Wein, wir aber Bier.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.